Die verlorene Braut.

(Schluß.)

Einigemahl während der Nacht stand Herr Thompson auf, näherte sich dem Bett, befühlte den Puls seiner Schwester, der er Arznei reichte. Dann sprach er leise einige ermuthigende Worte gegen die aufmerksame Wärterin und suchte dann wieder das Sopha. Aber Madge wußte aus seiner zusammengezogenen Stirn und aus seinen zusammengepreßten Lippen, daß er wirklich Schmerzen litt.

„Entschuldigen Sie mich," sagte sie zuletzt in einem leisen Tone zu ihm, indem sie sich ihm näherte, „Ihre Schwester schläft nun ruhig, während Sie wachen und ruhelos sind. Mama leidet oft große Kopfschmerzen und ich beruhige sie zuweilen, indem ich ihre Stirn behutsam bade. Darf ich dieses Mittel einmal bei Ihnen versuchen?"

„Wenn es Ihnen gefällig ist. Die plötzliche Erschütterung des Falls und der Schrecken, von dem ich befallen wurde, als ich meine Schwester bewußtlos dort liegen sah haben mir ein heftiges Kopfweh zugezogen. Es ist nicht bedenklich, nur lästig."

„Dann kann ich Ihnen vielleicht Erleichterung verschaffen," bemerkte Madge.

Sie legte ein Kissen neben ihn, kniete darauf, goß etwas Alcohol in ihre Hand und bestrich damit sanft seine Stirn. Herr Thompson schloß schloß seine Augen und lag bewegungslos in einem halb träumenden Zustande da und fühlte von dem anhaltenden beruhigenden Druck dieser weichen Finger wirklich einige Erleichterung. Einmal blickte er auf und sagte:

„Ich bin diesem Schmerz Dank schuldig, da er mir ein Vergnügen verschafft hat, das mir seit den Tagen meiner Kindheit nie wieder zu Theil geworden ist: das Vergnügen, gepflegt zu werden. Wir gelehrten Hagestolze verlieren einen großen Theil der süßen häuslichen Lebensgenüsse. Ich danke Ihnen, Miß Beverly. Ihre Berührung hat einen mesmerischen Einfluß; ich fühle mich ganz schläfrig."

„Dann schlafen Sie; das wird die beste Arznei für Sie sein," murmelte sie.

Einige Striche mehr in einem vollkommenen Schweigen belohnten ihre Bemühungen; denn sie hatte das Vergnügen, zu sehen, daß er ruhig einschlummerte. Sie erhob sich leise und kehrte zu Mistreß Lee zurück.

Gerade bei Tagesanbruch erwachte Herr Thompson.

„Ich hoffe, Sie befinden sich besser, Sir?" bemerkte sie, als er sich ihr näherte.

„Besser? Ich bin ganz wohl und muß Ihnen danken mich von einem heftigen Kopfschmerz geheilt zu haben. Sie sind eine ganz ausgezeichnete Wärterin, Miß Beverly. Wie haben Sie diese weibliche, aber schwierige Gabe so vollkommen erlangt?"

„Viele Krankheiten unter nahen Verwandten haben mich oft in Krankenzimmer geführt, Herr Thompson. Eine einzige Tochter hat häufig die Gelegenheit, eine solche Gabe auszuüben, wenn sie will."

Sie schwieg. Sie hätte von sieben traurigen Monaten erzählen können, die sie am Krankenbett ihres Vaters verlebte, von so mancher Nacht, die sie bei ihm wachte, und von vielen ängstlichen Tagen, die sie neben ihm saß, bis der Tod ihn ihrer zärtlichen Sorge entriß, aber sie vermied es. Für jenen Mann mußte ihr früheres Leben ein verschlossenes Buch bleiben; er durfte nie erfahren, daß Herr Beverly nur ihr Adoptivvater war.

Wenige Stunden später war sie in ihrem eigenen Zimmer auf den Knieen, den himmlischen Vater anflehend, ihr für die ihr bevorstehenden Prüfungen Kraft zu verleihen. Ihren Adoptiveltern erzählte sie kein Wort von diesem eigenthümlichen Zusammentreffen. Man hatte ihnen den Namen ihres Gatten gesagt, aber der Name findet sich so häufig, daß sie überzeugt war, sie würden nie auf den Gedanken kommen, daß ihr Nachbar derselbe Mann sei. Sie konnte es ihnen nicht sagen, denn sie mochte die Bemerkungen nicht hören, die über jenes Zusammentreffen kann gemacht werden würden.

Madge war beständig bei Mistreß Lee während ihrer Krankheit und ihrer Genesung. Sie hatte sich ihr so nützlich und so nothwendig gemacht, daß sie den vielen Einladungen, zu ihr zu kommen, nicht widerstehen konnte. Daher verlebte sie jeden Tag mehrere Stunden in ihrer Gesellschaft. Die Besuche waren auch für den Bruder angenehm, der seine meiste Zeit in der Bibliothek verlebte, deren Thür sich in das Wohnzimmer öffnete, worin Mistreß Lee sich jetzt wieder aufhalten konnte. Zuweilen lockten die Töne ihrer Stimme ihn dahin, wenn sie irgend ein Gedicht oder eine ergreifende Erzählung vorlas. Sie las sehr schön vor, denn sie hatte eine sehr reiche Stimme, die ihm hohen Vergnügen gewährte. Zuweilen sang sie, wobei sie sich mit der Guitarre oder dem Piano begleitete; dann trat er leise in das benachbarte Zimmer und die schöne Melodie benahm ihm fast den Athem. Zuweilen trat er ins Zimmer und begleitete mit seiner schönen Stimme die ihrige; aber wenn er wieder allein war, dann wurden seine Gedanken so bitter, daß er Tage lang ihre Gegenwart vermied, während sein Herz von einer tiefen Niedergeschlagenheit ergriffen zu sein schien.

Eines Tages verließ Madge die Mistreß Lee, mit der sie eine heitere Stunde verlebt hatte; als sie den Garten erreichte, entdeckte sie, daß sie ihre Stickerei vergessen hatte. Sie ging deshalb eilig zurück; aber als sie im Begriff stand, ins Wohnzimmer einzutreten, hörte sie ihren Namen aussprechen. Sie blieb stehen und war Ohrenzeuge des folgenden Gesprächs:

„Schwester, wann kauften unsere Nachbarn sich hier an?"

„Vor ungefähr sechs Monaten. Was denkst du von Madge?"

„Sie ist die gebildetste und schönste Frau, der ich je begegnet bin. Ihre Gesichtszüge scheinen mich an eine Dame zu erinnern, die ich früher gesehen habe, aber ich weiß nicht, wo. Wäre ich nicht durch meine unglückliche Heirath gebunden, so könnte ich sie leicht lieben, denn eine solche Frau würde ich mir gewählt haben, hätte man mir erlaubt, meinen eignen Wünschen zu folgen."

„Und du würdest an ihr ein sehr liebenswürdiges und liebendes Weib gehabt haben. Armer Vater! Er wußte nicht, welchen Mehlthau er über dein ganzes Leben verbreitete. Wo ist jenes Mädchen?"

„Ich vermuthe, daß sie in London ist. In der vorigen Woche blätterte ich englische Zeitungen durch, die während meiner Abwesenheit angekommen sind, und sah daraus zum ersten Male, daß ihr Vater, Herr Morris, vor anderthalb Jahren gestorben ist. Das arme Mädchen; sie muß sich sehr einsam fühlen. Schwester, seit unserem Unfall, dem wir nur mit Noth entgingen, blicke ich mit ganz anderen Augen auf das Leben. Ich fürchte, ich habe meine Frau sehr ungerecht behandelt. Ach, ich wünschte, ich wäre frei, aber ich bin es nicht; mein Gewissen klagt mich jetzt beständig an."

Madge wartete nicht länger. Sie schlich sich leise fort, aber in ihrem Herzen dankte sie Gott, daß er ihr erlaubt hatte, dieses Bekenntniß von den Lippen ihres Mannes zu hören.

Eines Tages wanderte Madge nach dem Flusse. Ihr Herz hatte sehr gelitten, weil sie die tiefe und zunehmende Niedergeschlagenheit des Herrn Thompson bemerkte. Sie wußte nicht, wie sie handeln sollte. Durfte sie sich offenbaren und damit den Mann trösten, dessen Kummer ihr so schmerzlich war, oder sollte sie die Angelegenheit ganz den Händen der Vorsehung überlassen? Diese Frage legte sie sich oft vor, aber sie konnte sie nicht beantworten. Sie ließ sich auf einer ländlichen Bank unter einer Ulme nieder und war bald so tief in ihre Träumereien versunken, daß sie einen sich nähernden Schritt gar nicht hörte und von der Gegenwart des Herrn Thompson erst Kunde erhielt, als er an sie die Frage richtete:

„Mistreß Madge, darf ich mich an dieser lieblichen Stelle einen Augenblick zu Ihnen gesellen?"

„Sicher!" lautete die Antwort, als sie ihm auf der Bank Platz machte. „Dieser Punct ist zu schön, um ihn allein zu genießen. Ich bin erfreut, einen Gesellschafter zu erhalten."

„Ich fürchte, ich werde mich als ein sehr düsterer herausstellen und Traurigkeit verbreiten, wo Alles heiter sein sollte."

„Ich habe in der letzten Zeit Ihre große Niedergeschlagenheit bemerkt; darf ich Sie nach der Ursache Ihrer Unruhe fragen?" erwiderte sie in zitternden Tönen.

„Ich möchte Ihnen gern meine Geschichte erzählen, wenn Ihnen dieselbe nicht unangenehm ist. Wenn ich meine Prüfungen Jemanden mittheilen könnte, anstatt sie in mein eigenes Herz zu verschließen, so würde das eine Erleichterung für mich sein; und ich bedarf sicher der Theilnahme. Aber hören Sie und urtheilen Sie dann selbst über mein trauriges Loos. Mein Vater erhielt auf seinem Sterbebett von mir das Versprechen, daß ich die Tochter eines Mannes heirathen wolle, den er von seiner frühesten Jugend an geliebt hatte. Denken Sie sich meine Gefühle, als ich mich so zum Opfer hergab. Ich hatte es versprochen und konnte mein Wort nicht zurückziehen. Der bestimmte Hochzeitstag kam; ich besuchte meine Braut und fand, daß sie ein blasses Mädchen, fast noch ein Kind war. Mein Geist fühlte sich in ihrer Gegenwart heftig erschüttert. Indessen unterwarf ich mich an dem bestimmten Tage der Ceremonie und sagte ihr dann Lebewohl. Sie ist mein Weib, aber seit jenem Tage haben wir uns nicht wieder gesehen. Seitdem habe ich das weibliche Geschlecht ganz gemieden, und wenn ich zu Hause bin, ist meine Schwester meine einzige Gesellschaft; aber der Sturm in mir hat mich zu einem rastlosen Sterblichen gemacht, und mein Haus hat nur wenig Anziehungskraft für mich. Ich bin viel gereist, habe den Ocean zwischen mich und meine Frau gestellt, und erst in der letzten Zeit bin ich zur Erkenntniß gekommen, daß ich mich in dieser Angelegenheit versündigt habe. Sie ist mein Weib und bei der Trauung habe ich versprochen, sie nie zu verlassen. Dieses Versprechen habe ich gebrochen. Ich liebe sie nicht, aber ich sehne mich danach, meine Pflicht zu erfüllen. Sagen Sie mir, wie eine Schwester, Ihre aufrichtige Meinung: Soll ich zu meiner Frau zurückkehren und glauben Sie, daß sie mich annehmen wird?"

Madge blieb schweigend, das Klopfen ihres Herzens verursachte ihr beinahe Schmerz.

„Sie antworten nicht," sagte der unglückliche Mann. „Fürchten Sie zu sagen, daß Sie glauben, sie werde meine Reue mit Verachtung behandeln?"

„Nein, nein, Herr Thompson, das denken Sie nicht. Gehen Sie zu Ihrer Frau, und wenn sie wahrhaft christlich gesinnt ist, so wird sie Sie froh willkommen heißen. Entschuldigen Sie mein Schweigen. Ich dachte blos daran, wie sehr ich mit Ihnen sympathisiren könne. Es mag seltsam erscheinen, aber meine Geschichte gleicht der Ihrigen ganz genau. Ich war auch in Folge eines meinem Vater gegebenen Versprechens mit einem Herrn, der mir fast ein Fremder war, verbunden."

„Ist es möglich? O, meine Freundin, Sie haben also auch gelitten? Seit wann ist er gestorben?"

„Er lebt noch immer, obschon er an unserem Hochzeitstage für mich starb."

„Madge!?"

„Gleich nach der Auswechslung unserer Trauringe drückte er mir eine Note in die Hand, worin er sagte, obgleich wir gesetzlich verheirathet wären, so müßten wir doch für immer von einander getrennt leben."

„Werde ich toll?" rief der aufgeregte Mann, der auf seine Füße sprang. „Madge, haben Sie Barmherzigkeit mit mir und sagen Sie mir den Namen dieses Mondsüchtigen."

„Sir, sein Name ist Francis Thompson und der meinige ist Margaretha Morris. Ich bin nur die Adoptivtochter des Herrn Beverly."

„Und Sie sind also mein Weib? O, Geliebte, kannst du mir je vergeben? mich je lieben?"

„Ich vergebe Ihnen, glauben Sie mir, völlig und vollkommen."

„Aber mit der Vergebung wünschte ich mehr zu haben. Ich wünschte die herzliche Zuneigung des Weibes, von dem ich jetzt der Wahrheit gemäß sagen kann, daß ich sie liebe."

„Die, mein theurer Gemahl, ist dir jetzt und für immer gesichert," sagte Madge, als sie ihm in die Arme sank, die sich öffneten, sie aufzunehmen.

Die Ueberraschung und die Aufregung in den beiden Häusern bei der Anmeldung der wahren Sachlage an diesem Abende läßt sich leicht denken. Jedermann, selbst die Dienerschaft einbegriffen, beglückwünschte das junge Paar, und jedes Herz war erfreut, daß eine so traurige Hochzeit, wie sie vor neun Jahren stattgefunden, so zufrieden und heiter endete.

Brauche ich noch zu erwähnen, daß Thompson's verlassene Braut Alles, was der Mann sich nur wünschen kann, für sein Herz wurde? Das Leben des Ehepaars war für dasselbe eine fortwährende Freude und man hörte ihn nie wieder sagen:

„Ich wünschte, ich wäre frei!"

Ein hübsches Legat.

Ein Neufoundländer Hund hätte Dasselbe leisten können, und da Paul Pentecute wie ein solcher schwimmen konnte, so verdiente er vielleicht nicht viel mehr Lob. Er war bloß bei einer stürmischen See über Bord gesprungen und hatte eine junge Dame von dem Ertrinken gerettet.

„Und er würde ein ganz gemeiner Hund gewesen sein, es nicht zu thun," spottet irgend ein Tadler auf dem trockeren Lande, der sich in seinem Leben nicht weiter ins Wasser wagte, als etwa in eine Badewanne.

Sicher, mein tapferer Herr; aber Sie würden einen Hund, der es gethan, dafür auf den Kopf geklopft haben, anstatt ihm einen Fußstoß zu versetzen, daß er nicht mehr als seine Pflicht gethan habe.

Das Verdienst der Handlung Paul's würde sicher allgemeiner anerkannt worden sein, wenn Kate Crombie älter und häßlicher gewesen wäre. Aber als sie, von seinen Armen getragen, sich aus den Wogen erhob, sah sie liebenswürdiger denn Aphrodite selbst aus, als sie sich aus dem Schaum des Meeres erhob; und die Herzen eines halben Dutzend junger Modeherren, von denen jeder versicherte, er sei im Begriff gewesen, in die See zu springen, als Paul ihm zuvorgekommen sei, brannten vor Neid.

Wir wollen Sie diesem Feuer überlassen, und während Kate und Paul in ihrem durchnäßten Zustande sich in ihre Cajüte zurückziehen, um sich umzukleiden, wollen wir ein wenig zurückgehen.

Kate Combie war eine Waise und eine reiche Erbin, deren Vater sie bereits in der Wiege mit dem Sohne und Erben seines besten Freundes verlobt hatte, der dieses Geschenk damit erwiderte, daß er seinen einzigen Sohn, der auch noch in langen Kleidern getragen wurde, zum künftigen Gatten für Kate bestimmte. Mit der Zeit starben die beiden Freunde in dem Glauben, etwas Gutes gethan zu haben, als ob es ein sicheres Naturgesetz sei, daß ihre Kinder sich eben so herzlich lieben müßten, wie sich selbst geliebt hatten.

Kate hatte ihren Verlobten, seit sie sich erinnern konnte, nie gesehen. Daß sie ihn eines Tages heirathen müsse, hatte sie als eine abgemachte Sache angenommen. Ihr Vater hatte oft mit ihr davon gesprochen, als sie noch ein Kind war, und als er starb, erschien ihrer Einbildungskraft die stattgefundene Verlobung als etwas Geheiligtes.

Sie war in die Schweiz gesandt worden, um dort ihre Erziehung zu vollenden, und jetzt kehrte sie von dort zurück, als ein plötzlicher Stoß des Schiffes sie eines Tages in die See schleuderte, was Paul Pentecute die Gelegenheit bot, ihr das Leben zu retten und sich bei einer Zahl ihrer Bewunderer, die seit der Abfahrt von Liverpool verliebte Blicke auf sie gerichtet hatten, verhaßt zu machen.

Paul war von seinem Oheim und Vormund als Commis in der Firma Dockboy u. Wiggins in London placirt worden, um seine mercantilische Erziehung zu vervollständigen. Auf seiner Rückreise von London, wo er einige Jahre gewesen war, wurde er ganz zufälliger Weise ein Mitreisender Kate's.

Er war gleich vom Anfang für ihre Schönheit nicht gleichgültig gewesen, hatte sich ihr aber nicht aufgedrängt, ja nicht einmal vorstellen lassen, wie manche Andere, die weniger delicat als er waren.

Am Tage, wo er über Bord sprang, sie in seinen Armen hielt und ihren Kopf über das Wasser emporhob, bis ein Boot kam, daß sie Beide aufnahm, war natürlich keine Zeit zu einer Vorstellung, und nachher war keine mehr nöthig.

Bei ihrer ersten Zusammenkunft war Kate ungezwungen und offenherzig. Das Bekenntniß ihrer Dankbarkeit war aufrichtig und nicht übertrieben, während der Reiz und der Glanz ihrer Unterhaltung die Eroberung von Paul's Herzen vollendete, welche ihre Schönheit schon begonnen hatte.

Nachher aber wurde sie plötzlich zurückhaltend, wo nicht kühl gegen Paul; sie schien ihn absichtlich zu meiden, und nur selten begegneten sich ihre Augen durch Zufall.

Paul träumte und wurde elend, und wenn einige der jungen Herren, welche der Neid boshaft gemacht hatte, ihm spöttisch zu seiner Eroberung Glück wünschten, sah er so verdrießlich wie eine Eule aus, die im hellen Tageslicht von anderen Vögeln angegriffen wird.

Sie waren noch eine Tagereise von New York und Paul beschloß mit dem Muthe der Verzweiflung selbst das Schlimmste zu erfahren; denn das war es, was er vermuthete.

Er fand Kate zuletzt. Ihre Augen sahen roth und geschwollen aus und ihre Wangen waren geröthet, aber Paul war zu aufgeregt, um das zu bemerken. Er sprach sofort davon, wovon sein Herz voll war. Er erklärte ihr in wenigen, aber kräftigen Worten seine Leidenschaft, und drang mit gleicher Energie in sie, ihm ihre Gegenliebe zu schenken, als Kate erschrocken aufblickte. Ihr Gesicht war todtenbleich. Ihre blutlosen Lippen zitterten.

„Ich kann nicht, darf nicht mehr hören," sagte sie mit einer Stimme, die vor Aufregung zitterte. „Ich bin bereits mit einem Andern verlobt."

Paul taumelte, als hätte er einen Schlag erhalten.

„Und nun lassen Sie uns auf immer und als Freunde scheiden," sagte sie, ihm ihre Hand bietend.

Paul ergriff sie, drückte sie an seine Lippen und ließ sie dann los. Im nächsten Augenblick hatte sich Kate entfernt.

* * *

„Du mußt heute mit mir einen Besuch abstatten," sagte Paul's Oheim einige Tage nach seiner Rückkehr zu ihm.

Paul machte einen Versuch, sich zu entschuldigen.

„Komm, komm, junger Mann, du bist zu einem Hypochonder geworden und dafür weiß ich eine Cur, — wenigstens denke ich das," sagte der alte Gentleman.

Um seinem Oheim gefällig zu sein, willigte Paul ein.

In einem stattlichen Hause in Madison Avenue wurde Paul einer ernsten ältlichen Dame vorgestellt, die ihn, wie er glaubte, kritisch betrachtete.

„Ist Ihre Nichte zu Hause?" fragte Paul's Oheim, nachdem die gewöhnlichen Gemeinplätze vorüber waren und Paul bereits die Frage an sich stellte, worin die Hypochonderie-Cur seines Oheims bestehen möge.

„Sie wird sich sofort einfinden," antwortete die Dame.

Gerade in diesem Augenblick trat eine junge Dame ein, bei deren Erscheinung Paul zusammenfuhr, als sähe er ein Gespenst.

„Herr Pentecute," sagte die Tante, Paul vorstellend. „Miß Crombie, meine Nichte, Herr Pentecute."

Kate richtete ihre Augen mit einem raschen fragenden Blick auf ihre Tante, welche mit einem Kopfnicken antwortete, welches über das Gesicht der jungen Dame ein verwischtes Glühen von Vergnügen und Verwirrung verbreitete.

„Ich hätte Ihnen den Herrn Pentecute vorstellen sollen," sagte Kate, „aber ich hatte nicht daß Vergnügen, seinen Namen zu kennen, obschon er derselbe Herr ist, dem ich die Rettung meines Lebens verdanke."

Natürlich wurde Paul von allen Seiten von Neuem gedankt, und bald nachher zogen sich die bedächtige Tante und der Oheim zu einem vertraulichen Gespräch in die Bibliothek zurück.

Kate's Manier machte Paul sehr verlegen. Sie entfaltete die ganze Freiheit und die gewinnende Grazie, die ihn bei der ersten Unterredung so bezaubert hatten. Es gab neben einer Wärme von Herzlichkeit in derselben etwas so Ermuthigendes, daß Paul trotz ihres letzten tragischen Scheidens „für immer" auf dem Punkte stand, anzufangen, wo er dort aufgehört hatte.

„Es thut mir leid, Herr Pentecute, Ihren Namen nicht früher gewußt zu haben," sagte Kate.

„Der Name ist so lächerlich," antwortete Paul, „daß ich ihn nie mittheile, wofern ich nicht dazu aufgefordert werde."

„Und doch möchte er —"

„Ihre Antwort verändert haben?" unterbrach Paul sie. „Hätte ich das gedacht, so würde ich ihn für den berühmtesten Namen der Welt geschätzt haben."

„Sie wissen, ich erzählte Ihnen, ich sei bereits verlobt," fuhr Kate erröthend fort. „Ich hatte ihn nie gesehen, und konnte daher nicht wissen —"

„Wie gänzlich unwürdig der Schurke ist!" rief Paul aus.

„Daß mein Verlobter und Paul Pentecute," sagte Kate ihren Satz endigend, „eine und dieselbe Person sind. Sie und ich sind von unseren Vätern für einander bestimmt worden."

Paul wartete auf weiter keine Erklärung. Er schloß Kate in seine Arme, und noch enger als er es an dem Tage that, wo er der See Trotz bot, sie zu retten.

„Weshalb erzählten Sie mir nie Etwas, Oheim, von den Testamenten unserer Väter?" fragte Paul, als sie zu Hause gingen.

„Das will ich dir sagen. Junge Leute sind oft höchst empfindlich, wenn man ihren Willen in Lieblingsangelegenheiten zwingen will," erwiderte der Oheim. „Ich hielt es daher für das Beste der Sache ihren natürlichen Verlauf nehmen zu lassen."

Und sie hatte ihn genommen.

Eine Junggesellen-Soiree.

„Du wirst dich recht in Acht nehmen und jeden Tag schreiben, liebe Frau?"

„Das werde ich sicher thun, Rolf. Aber du mußt dich auch wegen deiner Erkältung recht in Acht nehmen und du darfst nicht vergessen, Laura zu befehlen, daß sie dir den Weinessig und die Molasse besorgt, ehe du zu Bette gehst."

„Ganz recht," antwortete Herr Millington, mit seinem Kopfe nickend. „Ich weiß, ich werde dich schrecklich vermissen, Jenny; aber —"

Thränen glänzten in den blauen Augen der Mistreß Millington.

„Rolf, ich habe große Lust, meine Reise jetzt noch aufzugeben und bei dir zu bleiben. Wenn du dich so allein fühlst —"

„Possen, theure Jenny," sagte Herr Millington etwas hurtig. „Deine Tante erwartet dich und um Alles in der Welt möchte ich sie durch meine Selbstsucht nicht getäuscht sehen."

„O, aber Rolf —"

Die Pfeife ertönte, die Locomotive setzte sich in Bewegung und Alles, was Herr Millington noch von seiner Gattin sah, als der Zug langsam sich von der Station fortbewegte, war das Schwenken eines weißen Taschentuches und eine kleine Hand, die aus dem Wagenfenster herausgestreckt wurde.

Und dann holte Rolf Millington tief Athem, ganz so, als wenn er sich jetzt erleichtert fühle.

„Endlich ist sie fort!" sagte er, „und ich hoffe, es wird ihr bei ihrer tauben, kurzsichtigen Tante Jerusha recht gut gefallen! Und nun werde ich mich sofort in die Stadt begeben und den Champagner und Salate bestellen."

Herr Rolf Millington hatte sich nämlich vorgenommen, die Abwesenheit seiner Frau mit einer schönen Junggesellen-Soiree mit allen neueren Verbesserungen zu feiern. Jenny war in ihrem alten Seidenkleide und in ihrem abgetragenen Pelze abgereist, weil Herr Millington nicht im Stande war, ihr ein neumodisches Kleid zu kaufen. Das Geschäft war flau, der Geldmarkt zähe. Die Kinder waren bei ihrer Großmutter, weil Herr Millington nicht sah, wie er sie länger in die kostspielige Pension schicken könne. Jenny war ihre eigene Näherin, weil Rolf es als einen Akt der Verschwendung betrachtete, sich von Dienstboten aus seinem Hause essen und vertreiben zu lassen. Andere Damen behalfen sich mit einem Mädchen, weshalb sollte sie es nicht auch können?

Aber trotz dieser dringenden Gründe für die strengste Sparsamkeit hatte Herr Millington doch beschlossen, eine Gesellschaft zu haben. Joe Cibberley war in der Stadt; Burke Dashford war in dieser Woche aus Georgia gekommen, und er selbst hatte ganz ungewöhnliche gute Geschäfte gemacht. Er konnte seine Angelegenheiten am besten beurtheilen und er sah keinen Grund die Sache gegen Jenny zu erwähnen. Die hübsche Schwester Joe Cibberley's kam mit und Diana Cibberley war für eine Brunette wirklich das hübscheste Mädchen, das er seit langer Zeit gesehen hatte, und sie hatte um die Erlaubniß gebeten, ihre Freundin, Mistreß Archfield aus Madison Avenue, mitbringen zu dürfen. Das veränderte die ganze Lage. Jetzt mußte er für Musik und Blumen und Alles, was sonst dazu gehört, sorgen, was viel kostspieliger kam, als er anfangs beabsichtigt hatte. Es ließ sich indessen nicht ändern; so mochte er auch den Herrn und Mistreß Bates Jefferson einladen. Mistreß Jefferson war ein munteres Frauchen, obschon Jenny ihren Zauber nie sehen konnte. Und Antonie Smyth würde auch kommen, wenn George Cliffs sie einlud. Drei oder vier Damen würden die ganze Gesellschaft erheitern. Und Jenny würde es nie erfahren, und wenn sie es erführe, was konnte sie möglicherweise dagegen einwenden; ja, was?"

Und so ging Herr Millington erst in eine Restauration, bestellte sich dann Musik, begab sich dann zum Weinhändler und dann zu einem Handelsgärtner. Es gab noch so Vieles zu besorgen und ihm blieb dafür so wenig Zeit übrig.

In der Zwischenzeit saß Mistreß Millington ganz ruhig auf ihrem Platze, bis der Zug auf der ersten Station nördlich von der Harlembrücke anhielt, wo sie ganz gefaßt ausstieg.

„Wann hält der nächste Zug auf seinem Wege nach New York hier?" fragte sie.

Der Stations-Inspektor zog seine Uhr zu Rathe und antwortete:

„In zwanzig Minuten, Madame."

„Sehr wohl."

Jenny hüllte ihren Hals in die Boa, steckte ihre Hände in den abgenutzten Muff und wartete. Und als der nächste Zug südlich über die Brücke donnerte, befand sich Madame Rolf Millington unter den Passagieren desselben.

Wie hatte sie es entdeckt? Wie solche Sachen immer entdeckt werden, besonders wenn sie unter der Aufsicht eines Mannes sind. Eine Note von dem Manne, der es übernommen hatte, den Lobstersalat zu besorgen, die durch Zufall mit der Gasbill und der Kohlenrechnung auf dem Camin liegen geblieben war; drei Zeilen von Cibberley — worin er erklärte, er werde mit Vergnügen kommen und Di mitbringen, — die der Westentasche anvertraut worden waren, an der ein paar Stiche zu machen Mistreß Jenny am Abend vorher geboten worden war. Jenny hatte ein ganz gesundes Gehirn. Sie konnte eben so gut wie irgend Jemand Zwei und zwei zusammen addiren, und sie beschloß sofort, der Gesellschaft ihres Mannes mit oder ohne Einladung beizuwohnen.

So begab sie sich, als sie in New York wieder angekommen war, in das Haus einer ihrer Freundinnen und kleidete sich glänzend in die feinen Federn derselben. Die arme Jenny hatte in ihrem ganzen Leben nie ein eigenes Ballkleid besessen. Sie sah aber in einem weißseidenen Kleide mit einem Ueberwurf von Tüll und Perlen an ihrem Halse und den Handgelenken sehr hübsch aus, während eine weiße Japonica in ihre glänzenden braunen Locken geflochten war und eine Schärpe mit silbernen Fransen ihre Taille umgab.

„Werde ich so gehen können?" fragte Jenny ihre Freundin.

„Theure Freundin," antwortete diese, „du bist ganz reizend."

Und Mistreß Millington fuhr in der Kutsche fort, welche ihre Freundin ihr geliehen hatte, die entschlossen war, um uns ihrer eigenen Worte zu bedienen, „daß Jenny freies Spiel haben sollte".

Die Musik ertönte sanft in den glänzend erleuchteten Empfangzimmern; die Treibhausblumen dufteten ein köstliches Aroma aus und ein Neger mit einer weißen Schürze und in Handschuhen wies sie in ihr eigenes Zimmer, das zu einem eleganten Kleiderzimmer für Damen eingerichtet war. Niemand war dort. Jenny war darüber erfreut, denn ihr Herz klopfte und ihre Wangen brannten; aber sie sah in den Spiegel, nachdem sie Mantel und Shawl abgelegt hatte, und fand, daß sie sehr hübsch aussah, worüber sie sich sehr freute, wie jede Frau das gethan haben würde.

„Spazieren Sie gefälligst hinab, Madame," sagte der Aufwärter, als sie wie eine schöne weiße Wolke aus ihrem Zimmer trat; und Jenny that das.

Die Empfangzimmer waren gefüllt. Die Gäste hatten sich sämmtlich eingefunden und Rolf Millington, der eben im Begriff gewesen war, den Befehl zu ertheilen, daß das Souper sofort servirt werden sollte, als die letzte Kutsche vorfuhr, fragte sich verwundert, wer wohl dieser Extragast sein möge; als die Thüre weit geöffnet wurde und seine eigene Frau, strahlend und lächelnd, eintrat.

„Ich hoffe, ich habe Sie Alle nicht warten lassen, meine Freundinnen," sagte sie und wandte sich, um Miß Di Cibberley, Mistreß Archfield, Antonia Smyth und Mistreß Bates Jones freundlich zu begrüßen.

Das wurde in einer so freundlichen und hübschen Art vollzogen, daß Niemand vermuthete, es sei etwas Anderes als eine angenehme Ueberraschung von Seiten ihres Wirthes für seine Gäste.

„Rolf, Sie Schurke, Sie haben Ihre Rolle glänzend gespielt," rief Cibberly.

„Das hatte ich mir nicht träumen lassen," sagte Bates Jefferson ganz entzückt.

Während die Damen ihren Aerger darüber, daß sie durch Jenny's frische, blonde Schönheit bei weitem überstrahlt wurden, geschickt verbargen, schlossen sie sich der allgemeinen Begrüßung an. Und Rolf Millington hatte buchstäblich kein Wort für sich selbst zu sagen.

Nichtsdestoweniger ging Alles glänzend vorüber, und erst nachdem alle Gäste sich entfernt hatten, wandte Jenny sich schlau an ihren Gatten und sagte:

„Welch einen köstlichen Abend haben wir gehabt, Ralf! Die arme alte Tante Jerusha! Wie wird sie sich verwundert gefragt haben, was aus mir geworden ist?"

Und das war die letzte Junggesellen-Soiree, welche Rolf Millington gab.

Koketten-Tinte.

„Gehen Sie fort," sagte Herr Pringle. „Gehen Sie und machen Sie die Thür zu! Ich bedarf Nichts von Ihren Waaren."

„Darüber können Sie erst entscheiden, wenn Sie gesehen, was ich habe," sagte der Hausirer, welcher sich ins Arbeitszimmer drängte. „Ich lasse mir ja Nichts dafür bezahlen, daß ich meine Waaren zeige; ich suche eine Ehre darin, meine Kunden zu verpflichten. Ich habe Proben von tausend Dingen, ohne welche das Arbeitszimmer eines Gentleman nicht sein kann."

„Ich sage Ihnen aber, daß ich Nichts brauche," rief Herr Pringle, der mit einer Feder hinter jedem Ohr und einer in der Hand mit einer juristischen Arbeit beschäftigt war, bei der er häufig ein großes schwarzes Buch zu Rathe zog.

„Und ich sage Ihnen, daß mir das ganz einerlei ist. Ich werde Ihnen meine Waaren doch zeigen," — die er auf dem Tische ausbreitete. — „Hier ist ein modisches Schreibzeug und ein Federhalter, nur einen halben Dollar. Eine unzerstörbare Feder, zwei Schilling. Sie schütten Ihre schwarze Tinte in dasselbe und schreiben mit dieser Feder und Sie werden sich selbst über Ihre Schrift wundern."

„Ich meine, es fehlt mir weder an Tintenfässern, noch an Federn," sagte Herr Pringle, der auf diese Gegenstände auf seinem Tische wies. „Sie bringen Kohlen nach Newcastle, und Sie thun am besten, wenn Sie gehen."

„O, ich habe noch ganz andere Sachen. Hier ist ein Messer, das für einen Hagestolz ganz geeignet ist. Sechs Klingen, alle vom feinsten Stahl. Hier ist eine Feile und da ein Korkzieher; hier ist ein Instrument zum Oeffnen einer Büchse mit Sardinen. Was kann es wohl Besseres für einen Hagestolz geben, der durch den Drang der Geschäfte gezwungen ist, seinen Lunch in seinem Schreibezimmer zu genießen, als eine Sardine auf Zwieback mit einem Glas Ale, von dem Sie, wie ich sehe, ein Kenner sind? Eine Menge Instrumente in einem Stücke; nur ein Ding, das Sie bei sich zu tragen brauchen. Nur ein Dollar. Sie können es sicher gebrauchen?"

Der Hausirer hielt das Messer dem Sachwalter vor die Augen, aber dessen Herz blieb unbewegt.

„Ich sage Ihnen, daß ich Alles habe, was ich für mein irdisches Leben noch brauche," sagte er wild.

„So mögen Sie glauben," sagte der Hausirer, „aber schwören Sie nicht darauf, so lange Sie meine übrigen Waaren noch nicht gesehen haben. Feine Zahnbürste? Nicht. Sie überraschen mich. Seife? Haarerzeuger? Aber hier ist Etwas für Sie: Kokettentinte! Da, nehmen Sie dieselbe, lassen Sie sich dieselbe nicht entgehen."

„Gehen Sie zum Kuckuk? Halten Sie mich für eine Kokette?" brüllte der Rechtsgelehrte ärgerlich. „Sehe ich wie eine junge Dame aus? Sind Sie toll geworden? Soll ich Sie in ein Irrenhaus einsperren lassen?"

„Sehen Sie hier," sagte der Hausirer mit einem Daumen in seiner Westentasche und in jeder Hand ein kleines blaues Fläschchen. „Ich nehme Sie für Das, was Sie sind, — einen der ersten Sachwalter mit einer schönen Praxis und höchst talentvoll. Das hier würde für jeden klugen Mann von großem Nutzen sein. Die Tinte ist so glänzend schwarz, wie irgend eine andere, wenn man eben mit ihr geschrieben hat, aber in weniger als drei Wochen verlöscht sie, so daß von der Schrift auf dem Papier nicht die geringste Spur mehr zu entdecken ist. Ich mache selbst Gebrauch davon, wenn ich Liebesbriefe schreibe. Niemand kann mich wegen des Bruchs eines Eheversprechens, das ich schriftlich ertheilt, vor Gericht ziehen. Hier, nehmen Sie, nur 25 Cents."

„Sie sagen, die Schrift verlöscht in drei Wochen?" fragte Herr Pringle, der eins der Fläschchen ergriff.

„Ganz verschwunden," antwortete der Hausirer.

„Ich will es nehmen," sagte Herr Pringle.

„Ein Fläschchen?" fragte der Hausirer.

„Ja," sagte Herr Pringle.

„Gut. Ich wußte es, daß sich unter meinen Waaren Etwas finden würde, was Ihnen zusagte. Es giebt weder einen Mann noch eine Frau, die unter meinen Waaren nicht etwas Passendes finden könnten. Guten Tag!"

Und er ging mit seinem Beutel über seiner Schulter fort und ließ den Herrn Pringle zurück, der das Fläschchen mit der Kokettentinte in seinen Fingern hielt.

„Es mag mir von Nutzen sein!" sagte er zu sich selbst, wobei er besonders an einen Fall dachte, der seinen Geist eben sehr beschäftigte. Er war ein zu erfahrener Sachwalter, als daß er nicht gewußt haben sollte, daß das, was man geschrieben hat, eines Tages als Zeuge gegen Jemanden auftreten kann, und in Folge dessen hatte er sich das Vergnügen versagt, an Miß Lottie Lawton zu schreiben, in die er sehr verliebt war, die aber einige Meilen außerhalb der Stadt lebte und die er wegen seiner Geschäfte nicht oft besuchen konnte.

Er war in Betreff ihrer noch zu keinem festen Entschluß gelangt, und doch fühlte er, daß er ihr ohne Gefahr süße Worte schreiben könne, wenn sie in Zeit von drei Wochen verlöschten. Er setzte das Fläschchen auf seinen Schreibtisch, beendigte seine Arbeit, und noch an demselben Abend schrieb er einen Brief an Miß Lawton, trug aber Sorge, daß das Briefpapier und das Couvert unbezeichnet waren.

„Sie wird nie Etwas argwöhnen," sagte er. „In jedem Fall ganz gut. Wenn ich sie nicht heirathe, so kann sie sich nicht auf meine Briefe berufen. Wenn ich sie aber heirathe, so kann sie mir nicht eines Tages die Briefe vorlegen und sagen: Ehe ich Mistreß Pringle war, schrieben Sie mir das und das."

Und der Brief war sehr hübsch, als er fertig war, ganz darauf berechnet, ihm das Herz des Mädchens zu gewinnen, der ihr auch gewonnenes Spiel gegeben haben würde, hätte sie gegen ihn eine Klage anstellen müssen.

Es war nicht der letzte. Miß Lawton antworte. Sie war so erfreut über den Empfang des Briefes des Herrn Pringle.

Und Herr Pringle, der beinahe überzeugt war, daß Miß Lottie die Erbin der Tosts-Besitzung sein werde, fuhr mit seiner Correspondenz so fleißig fort, daß das Fläschchen beinahe zur Hälfte geleert war, als er entdeckte, daß noch ein näherer Erbe der alten Mistreß Tost am Leben war.

Jetzt begann Herr Pringle zu argwöhnen, daß Miß Lawton Schminke und Baumwolle brauchte; daß sie fünf Jahre älter war, als sie angab, und sich durchaus nicht zu seiner Frau eigne, und er stellte sein Schreiben ein.

Vielleicht wartete Miß Lawton, die jünger als er und in ihrem Aeußern ihm sehr überlegen war, eine oder ein paar Wochen auf eine Briefe und fragte sich in ihrer Unschuld, womit sie wohl den Herrn Pringle beleidigt habe.

Es ist die Natur der Frau, Die zu lieben, welche behaupten, sie zu lieben. Sie schrieb ihm aber keine Vorwürfe und ebensowenig dachte sie daran, wegen des Bruchs eines Heirathsversprechens eine Klage gegen ihn anzustellen, obgleich er sie gewissermaßen am Fuße des Altars verlassen hatte. Die Briefe Pringle's hätten eben so gut in unvergänglicher Tinte geschrieben sein können, ohne ihm zu schaden. Das unschuldige Landmädchen würde sie nur als Andenken an einen Gentleman, der sie einst zu lieben schien, aufgehoben haben.

Er indessen freute sich über seine List, wenn er sich der Episode erinnerte, und schritt in seiner gewohnten Bahn ruhig voran.

Die Zeit verging. Das kleine blaue Fläschchen mit einem gläsernen Stöpsel und etwa noch einem Löffel voll Tinte stand noch immer in Pringle's Schreibestube. Sein Schreiber wußte nichts davon, und hätte er das Geheimniß der Tinte gekannt, so wünschte er doch nicht, daß seine Liebesbriefe in drei Wochen verlöschen sollten. Herr Pringle bediente sich bei seinen Liebeleien der mündlichen Sprache und bedurfte der Tinte nicht mehr. Der Hausirer fand sich nicht wieder in der Schreibstube ein und seine Tinte war ganz vergessen.

Einer der ältesten und schätzbarsten Kunden des Herrn Pringle lag im Sterben und sandte eines Morgens sehr eilig nach ihm. Dieser Herr leistete der Einladung sofort Folge. Der Kunde war ein sehr geiziger alter Mann, der sich bei seinem Reichthum doch jeden Genuß versagte. Er wohnte in einem kleinen Zimmer in einer Restauration, ganz in der Nähe von Pringle's Schreibstube, und sein ganzes Mobiliar bestand in einer Bettstelle, einem Bett, einem Tisch und einem Stuhl. Der in einer Ecke stehende kleine Ofen war ein Geschenk des Hausbesitzers.

„Pringle," sagte der alte Mann, als sein Sachwalter eintrat, „ich fühle mich sehr krank."

„Es thut mir leid, Herr Patesy, das zu hören," antwortete Pringle.

„Mir nicht," sagte Herr Patesy, „das Leben ist jetzt gar zu theuer."

„Aber das Sterben ist auch nicht wohlfeil, Sir. Das sollten Sie wohl bedenken, Herr Patesy," sagte Herr Pringle, der einen so guten Kunden nicht gern verlieren mochte.

„Ja, es ist eine kostspielige Welt," sagte der Geizhals. „Nun, ich habe Sie rufen lassen, um meinen letzten Willen aufzusetzen."

„Ganz zu Ihren Diensten, Sir," entgegnete Pringle.

„Schicken Sie nach den Dingen, die Sie brauchen, oder holen Sie sich dieselben sofort," sagte Herr Patesy. „Besorgen Sie Alles pünktlich. Ich will nicht, daß mein Bruder von meinem Nachlaß einen Cent erhält, und seine beiden Söhne haben sich während ihres ganzen Lebens als schamlose Verschwender benommen. Sie sollen mein Geld nach meinem Tod nicht durchbringen. Nein, Sir. Seien Sie hurtig, Herr Pringle."

„Ich werde in einem Augenblick zurück sein," sagte Pringle, der in seine Schreibstube eilte.

„Füllen Sie mein Taschenschreibzeug mit Tinte," sagte er zu seinem Schreiber Tom, „und legen Sie mir ein paar Federn zurecht."

In der Zwischenzeit suchte er sich das erforderliche Pergament und die nöthigen Siegel zusammen und nach zehn Minuten war er wieder bei dem Herrn Patesy.

„Sie wissen, wie viel ich ungefähr werth bin, Herr Pringle," sagte der alte Mann.

„Ungefähr 300 000 Dollar, Sir," sagte Pringle, „und ich hoffe, Sie werden sich Ihres Vermögens noch recht lange erfreuen."

„Nun!" sagte der alte Mann. „Vielleicht meinen Sie das wirklich. Sie haben meine Interessen immer sorgsam überwacht, Sir. Sie haben mir dafür Ihre Rechnungen zugeschickt, aber das war ganz in der Ordnung. Grundbesitz 150,000 Dollar; Schuldverschreibungen, Hypotheken, Wechsel und baar Geld weitere 150 000 Dollar, Pringle, ich will meinen Grundbesitz dem Triphamer Waisenhause und den Rest meines Vermögens Ihnen vermachen. Machen Sie das Testament so, daß mein Bruder und seine Söhne es nicht angreifen können."

„Wirklich, Sir?" rief Pringle; „ich kann gar nicht denken, daß ich recht gehört habe."

„Das ist doch der Fall," erwiderte der Alte. „Nun aus Werk!"

„Wenn Sie wirklich so gütig Absichten haben," stammelte Pringle, der vor Ueberraschung kaum sprechen konnte, „so muß ich einen Collegen hierher kommen lassen. Ich kann keinen letzten Willen zu meinen Gunsten aufnehmen. Derselbe könnte angegriffen werden —"

„Das ist wahr," sagte der Geizhals. „Das Testament darf Nichts enthalten, weshalb es bestritten werden könnte. Senden Sie nach Jemandem."

Herr Pringle sandte seine Complimente an den Herrn Savory in Nassau-Street, ob er einmal herüberkommen wolle? Herr Savory kam. Das Testament wurde aufgenommen, das Testament, durch welches Herr Pringle zum Erben eines Vermögens von 150 000 Dollar eingesetzt wurde. Der Restaurateur und dessen Frau unterzeichneten das Testament als Zeugen, der alte Herr Patesy unterschrieb es, die nöthigen Formalitäten wurden vollzogen und dann nahm Herr Savory das Testament mit zu Hause, um es aufzubewahren, und wünschte seinem Collegen zu dem Inhalte desselben Glück, als dieser ihn höflich bis an die Thür begleitete. Herr Pringle war durch diese Aussicht so ausgelassen geworden, daß er bei seiner Rückkehr in seinem Schreibezimmer herumtanzte, was Tom nicht weniger überraschte, als der Dollar, den er von dem Herrn Pringle geschenkt bekam. Tom erhielt, wie die meisten Schreiber in den Arbeitszimmern der Sachwalter, ein sehr kärgliches wöchentliches Salair, während seine Eltern ihm Wohnung und Kost geben mußten, und fühlte sich von diesem Geschenke eben so überrascht, wie Herr Pringle von seiner Erbschaft.

Für den alten Herrn Patesy wurde indessen gut gesorgt, und Thee und Wein erhielt er in unbeschränkten Quantitäten. Der Erbe, welcher die Auslagen für diese Stärkungsmittel bestritt, vermischte auch weder Arsenik noch Strychnin damit. Er pflegte ihn sorgfältig und treu. Nichtsdestoweniger lief der Lebensfaden des Herrn Patesy zu Ende. Er starb eines Morgens, nachdem er vorher den Herrn Pringle noch ermahnt hatte, an ihm ein Beispiel zu nehmen und Nichts zu verschwenden. Und jetzt fühlte der Sachwalter sich endlich reich. Er veranstaltete für seinen Gönner ein schönes Leichenbegängniß und bewies demselben seine Achtung durch die kostspieligen Ceremonien, die er auf eigne Kosten anordnete, und einen Traueranzug, der gar nicht übertroffen werden konnte. Zuletzt ging er mit einer sehr traurigen Miene in das kleine Wohnzimmer des Restaurateurs, wo Herr Savory den letzten Willen des Verstorbenen vorlesen wollte. Zwei Fremde waren dort ebenfalls zugegen — Patesy's Bruder und dessen jüngster Sohn. Sie waren nicht einmal in Trauerkleidung erschienen.

„Meine Herren," sagte Herr Savory, „ich halte in meinen Händen den letzten Willen und das Testament unseres verstorbenen Freundes, der, wie ich bezeugen kann, machte, als er noch im vollen Besitz seiner Geisteskräfte und Sinne war. Er ist dahin gegangen, wo irdische Güter von keinem Nutzen mehr sind, wie unser gütiger Freund der anwesende Herr Pastor" — er verbeugte sich vor ihm — „uns gesagt hat; und sie gehören den Lebenden, denen er sie vermacht hat."

„Der letzte Wille und das Testament des Herrn Roger Whittington Patesy," fuhr Herr Savory fort, die Aufschrift des Pergaments, das er in seinen Händen hielt, lesend und die Siegel erbrechend.

Herr Pringle blickte in die Höhe und seufzte. Der Bruder sah ihn an und runzelte die Stirn. Der Pastor lächelte fromm. Der Hauswirth sah seine Frau an. Der junge Patesy blickte wild nach dem Hauswirth.

„Gerade vor drei und einer halben Woche," sagte Herr Savory; „und jetzt sind wir hier und er — Halloh!"

„Was?" rief die Hausfrau. „Sie sahen doch Nichts?"

Sie sprach von Geistern; aber ohne es zu wissen, hatte sie eine einfache Thatsache ausgesprochen. Herr Savory sah Nichts. Es gab Nichts zu sehen.

„Ich kann es beschwören, daß dies das Pergament ist, auf das ich das Testament niederschrieb und es versiegelte. Hier sind die Siegel noch daran," rief er aus; „aber auf mein Wort, von dem Geschriebenen ist kein Buchstabe mehr zu sehen, ausgenommen die Aufschrift, welche ich in meiner Schreibstube geschrieben habe, nachdem ich das Testament vorher noch einmal durchgelesen hatte. Ich bin ganz verwirrt. Herr Pringle, können Sie es erklären? Sie haben ein Interesse in der Angelegenheit. Welchen Irrthum habe ich begangen?"

Herr Pringle hatte ein Interesse in der Angelegenheit und er konnte es sich erklären. Indessen nicht laut. Er wußte jetzt so gewiß, als wenn er es mit seinen eignen Augen gesehen hätte, daß Tom in ganz unschuldiger Weise sein Taschenschreibzeug aus dem Fläschchen der Kokettentinte gefüllt hatte, die in drei Wochen erlosch, und die er gekauft hatte, um mit ihr an die arme Miß Lottie Lawton Liebesbriefe zu schreiben. Er erinnerte sich, vergebens in seinem Taschenbuche nach Noten gesucht zu haben, die er an demselben Morgen vor drei Wochen eingetragen hatte. Er wußte, daß seine 150,000 Dollar in der Luft verschwunden waren, aber er sagte nichts.

Er suchte und half nach dem Testamente suchen. Er ließ es zu, daß Herr Savory sich beinahe dadurch eine Gehirnentzündung zuzog und daß die Hauswirthin glaubte, Geister hätten das Geschriebene ausgekratzt. Und er kehrte in sein Schreibzimmer zurück, aus dem er Tom sogleich fortjagte, und dann zerschmetterte er das kleine blaue Fläschchen der Kokettentinte auf dem Herde. In der Zwischenzeit nahmen Patesy's Bruder und dessen Söhne Besitz von dem Vermögen des Verstorbenen und freuten sich des Genusses desselben.

Louis Napoleon's Schädel und die Phrenologie.

Ist das Gewicht und die Größe des Gehirnes ein Maßstab für die Intelligenz? Bei der Section der Leiche Louis Napoleon's hat man auch im Interesse der Anatomie, Anthropologie und Phrenologie das Gehirn des Exkaisers einer speciellen Untersuchung unterworfen. Dasselbe soll danach ein Gewicht von 1500 Gramm = 1½ Kilogramm = 3 Pfund haben und gehört somit zu den sehr großen. Wenn der Satz der Anatomen und Anthropologen, den auch die Phrenologen nicht selten nachbeten, trotzdem derselbe den Grundsätzen ihrer Wissenschaft in's Gesicht schlägt: „daß nämlich die geistige Befähigung des Menschen im geraden Verhältnisse zur Größe oder Schwere des Gehirns stehe", auf Wahrheit beruhte, so müßte der verstorbene Kaiser von Frankreich ein Geist erster Größe gewesen sein. Es läßt sich aber an der Hand seiner Regierungsgeschichte und seiner Leistungen nachweisen, daß er im Ganzen ein nur mittelmäßig begabter Kopf, und seiner Stellung, sowie der Rolle, die er spielen mochte, nicht gewachsen war. Die bereits zur wissenschaftlichen Geltung gekommene Ansicht von der angegebenen Beziehung der Gehirnmasse zur Intelligenz dürfte deshalb, so sollte man wenigstens meinen, durch den „Fall Louis Napoleon" einigermaßen erschüttert werden. Denn es sind bereits die Gehirne so mancher Leute von namhafter geistiger Bedeutung gewogen worden, ohne daß man bei denselben ein erheblich größeres Gewicht gefunden hätte. Ja, die meisten derselben reichten nicht einmal bis zu 1500 Gramm heran, so z. B. dasjenige des großen Mathematikers Gauß, welches nur 1492 Gramm wog.

Mann kennt auch Gehirne, die noch weit über dieses Maß hinausgehen, so dasjenige des englischen Dichters Lord Byron, welches 2238 (also beinahe 4½ Pfd.), das des berühmten Protectors der englischen Republik, Oliver Cromwell, welches 2233, und dasjenige des genialen französischen Naturforschers Cuvier, welches 1829 Gramm gewogen haben soll. Da nun diese Leute, wenn auch besonders begabt, doch geistig nicht höher standen, als viele Andere mit einem Hirngewichte von 1300—1500 Gramm, so hätten diese Thatsachen schon an der Anerkennung jenes Satzes rütteln sollen. Aber mit nichten! Und so wird wahrscheinlich der „Fall Louis Napoleon" auch keinen Eindruck auf die Meinung der Autoritäten machen. Hat dies doch selbst der Umstand nicht zu Wege gebracht, daß der eifrige Forscher Bergemann bei einem jungen Manne von 28 Jahren, der keine besonderen Anlagen gehabt, ein Hirngewicht von 1815 Gramm gefunden hatte, welches also fast dem Cuvier'schen gleich und demjenigen des großen Gelehrten Gauß um mehr als ein Fünftel überlegen war. Solche Thatsachen werden sich noch zu Tausenden finden lassen, über welche sich die Vertheidiger jenes Satzes bis jetzt mit dem Troste hinweg halfen, daß Ausnahmen zur die Regel bestätigen.

Das Gewicht des Gehirns ist im Allgemeinen seinem Rauminhalte und der Größe seiner Oberfläche entsprechend. So wenig wie jenes ist deshalb auch die Größe des Gehirns, des Schädels ein sicherer Maßstab für die Intelligenz.

Einige Wahrheit liegt aber doch in dem Satze, den wir hier bestreiten wollen, indem nämlich, nach allen bisher gemachten Erfahrungen, eine geistige Bedeutung nicht möglich zu sein scheint bei einem Hirngewichte von weniger als 1200 Gramm, und indem da, wo die Zahl 800 nicht erreicht wird, entschiedener Blödsinn vorhanden ist.

Spielt nun vielleicht die Qualität der Hirnsubstanz diejenige Rolle, welche man irrthümlicher Weise der Quantität zuertheilen will? Diese Frage ist von der Wissenschaft noch nicht hinlänglich beantwortet. Wir wollen deshalb hier nicht näher auf dieselbe eingehen, sondern nur so viel hervorheben, daß die Qualität nicht von hervorragender Bedeutung zu sein scheint, daß, wenn das Gehirn überhaupt gesund ist, die qualitative Verschiedenheit der quantitativen gegenüber nicht aufkommt, so weit dabei die Qualität des ganzen Gehirns in Frage kommt. Nun sind aber in der That die einzelnen Partien des Gehirns bezüglich ihrer Functionen für das geistige Leben von verschiedener Qualität, wie uns die Phrenologie in unwiderlegbarer Weise gelehrt hat und was auch ihre bedeutendsten Gegner allmälig zugegeben haben.

Und darin liegt die Erklärung des Zwiespaltes zwischen jener Gelehrtenbehauptung und der praktischen Erfahrung, daß die Intelligenz nicht im geraden Verhältnisse zum Gehirngewichte und Gehirnvolumen steht, und zugleich die Antwort auf die hieraus folgende Frage: In welchem Verhältniß steht die Größe des Gehirns zur Capacität, zur Intelligenz?! Es ist erwiesen und auch von den hauptsächlichsten Gegnern der Phrenologie anerkannt, daß das sogenannte „graue Gehirn", welches unmittelbar unter der Schädeldecke liegt und das Organ des Geistes ist, bezüglich seiner Functionen als solches in drei Regionen zerfällt, von denen diejenige, welche in der Stirngegend liegt, die Verstandeskräfte, also die Intelligenz, diejenige, welche sich im oberen Theile des Hauptes befindet, die Gemüthseigenschaften, und diejenige, welche im Hinterhaupte und zu beiden Seiten des Kopfes ihren Platz hat, die Triebe der Willenskräfte repräsentirt. Die Phrenologie geht nun noch weiter und sucht nachzuweisen, daß der menschliche Geist aus einer Anzahl von Grundkräften besteht, von denen jede ihr von den anderen unabhängiges Organ in einem bestimmten Theile des Gehirns habe. Jene drei Hauptkategorien aber werden, wie gesagt, auch von den Gegnern anerkannt und auch sie geben zu, daß die Größe der Kraftäußerung derselben im geraden Verhältniß zur Größe des sie repräsentirenden Gehirntheiles steht.

Daraus nun schon geht auf's Klarste hervor, daß aus der Schwere oder Größe des ganzen Gehirns noch kein Schluß auf die Intelligenz zu ziehen ist, die doch nur in den vordersten Partien ihren Sitz hat und nur einen Theil des menschlichen Geistes ausmacht, wie ihre Organe nur einen Theil des Gehirns; daß die Intelligenz, welche man im gewöhnlichen Leben schlechthin Geist nennt, nur zu bemessen ist nach der Schwere oder Größe des Vorderhirns, und da die Schädeldecke im Allgemeinen die Form des Gehirns hat, nach der Wölbung und der Tiefe der Stirn. Es geht ferner daraus hervor und wird noch durch den Umstand in's hellste Licht gehoben, daß die Regionen der Triebe und Gefühle den bei weitem größten Theil des Gehirns ausmachen — daß sich Jemand einer bedeutenden Intelligenz erfreuen kann, ohne ein großes Gehirn zu besitzen, sowie umgekehrt ein großhirniger Mensch von geringer Capacität sein kann.

Es ist merkwürdig, daß die Anatomen und Anthropologen von diesen Sätzen keine Notiz nehmen, trotzdem sie die Voraussetzungen derselben ohne Vorbehalt anerkannt haben. Selbst Carl Vogt, der von den Franzosen lobend hervorhebt, daß es bei ihnen Sitte geworden sei, die geistige Befähigung des Menschen nicht nur nach dem Rauminhalte des Schädels, sondern auch nach der „äußeren Bildung derselben und namentlich der Stirne" zu beurtheilen, selbst Carl Vogt geht nicht ab von der Annahme, daß die absolute Hirngröße die Intelligenz bedinge. Was nun das Gehirn Louis Napoleon's betrifft, so verdankt dasselbe seine ansehnliche Größe der Region der Triebe und der Gefühle und demjenigen Theile seiner Verstandsorgane, die man insgesammt Beobachtungsvermögen nennt und welche den untern Theil der Stirne bilden.

Die höheren Verstandeskräfte, die Reflexionsvermögen, die Gaben der Vergleichung, Schlußfolgerung und Unterscheidung waren bei ihm nur mittelmäßig entwickelt, namentlich im Verhältniß zu den übrigen Grundeigenschaften. Dieser Mangel zeigte sich an der zurückweichenden Oberstirne und an seinen wissenschaftlichen staatsmännischen und militärischen Leistungen; seine Unterstirne dagegen war hervortretend. Trotz seines Hirngewichts von 1500 Gramm war deshalb Napoleon III. nur ein mittelmäßiger Kopf. Was ihm eine Bedeutung gab, das war nicht sein Verstand, sondern außer anderen Momenten, die mit seiner individuellen Begabung nichts zu thun haben, seine starken Triebe und Gefühle, welche ihm Ehrgeiz, Ausdauer, Energie, Thatkraft, Schlauheit und Hoffnung verliehen und ihn zu, wenn auch meist unüberlegten und verunglückten Unternehmungen anspornten. Er besaß eine große „geistige Kraft" im allgemeinen und wissenschaftlich allein richtigen Sinne des Wortes, aber nicht viel „höheren Verstand". Wenn man so unter „geistiger Kraft" die Gesammtheit der im Gehirn vertretenen geistigen Eigenschaften versteht, also nicht blos die Verstandeskräfte, sondern auch die Gefühle und die Triebe, so erkennen wir den Satz als richtig an, daß das Gewicht oder die Größe des Gehirns der Maßstab für die geistige Kraft sei. Nimmt man aber Letztere im Sinne von Verstand und Intelligenz, so halten wir ihn für grundfalsch. Alle Menschen, welche sich durch Gefühlsleidenschaft, große Charakterstärke und Thatkraft auszeichnen und dadurch zu bedeutender Stellung und großem Einfluß gelangen, haben ein großes Gehirn, wenn auch nicht immer eine bedeutende gewölbte Oberstirn. Bei großen Denkern und Gelehrten, wie überhaupt bei specifischen Verstandesmenschen findet man dagegen häufig nur ein mittelgroßes Gehirn, dafür aber eine um so bedeutendere Oberstirn. Durch das Zusammentreffen einer großen Intelligenz mit großen Trieben und Gefühlen in ein und demselben Gehirn freilich wird eine Befähigung erster Classe, das, was man Genie nennt, hervorgerufen; denn die Triebe und Gefühle regen die Verstandeskräfte zu erhöhter und energischer Thätigkeit an. Bei gleicher Verstandesbegabung wird deshalb immer derjenige Mensch die größere Bedeutung erlangen, oder wenigstens zu tüchtigeren Leistungen fähig sein, welcher das größere Hirnvolumen, den größeren Schädel hat.

Die Frage, welche an der Spitze dieses Artikels gestellt wird, ist sonach nur sehr bedingungsweise mit „Ja!" zu beantworten.

Unserem noblen Adler zum Geburtstag gewidmet.

Am 4. Juli 1873.

(Aus der Chicago Union.)

Heute feiert die Bescheerung
Man der Freiheit — die Erklärung
Uns'rer Unabhängigkeit;
Schweiget, ihr monarch'schen Tadler,
Flieg', Columbia's stolzer Adler!
Dieser Tag ist dir geweiht.

Ach, seit sieben und neunzig Jahren
Hast gar Vieles du erfahren,
Was zu wissen dir nicht frommt:
Deine treuesten Wächter fehlten
Lang dir schon und äußerst selten
Später etwas Bess'res kommt.

Dein Revier ist stark gewachsen;
Celten, Franken, Angelsachsen
Und Germanen suchten dich,
Unter deinem Fittig bauten
Sie ihr Zelt, weil sie vertrauten
Gläubig deiner Obhut sich.

Und du hast sie treu behütet,
Doch aus Höflichkeit gebrütet
Aus auch manches Kuku'sei;
Ein davon — wir kennens's Alle —
Bittern Inhalts, reine Galle,
Trug den Namen Sklaverei.

Und ein and'res schlimmer Sorte,
Dem entströmt an manchem Orte
Böser Hauch, wie Pestilenz,
Heuchelei und Fanatismus
Ist sein Inhalt — Nativismus
Wirds genannt, und Temperenz.

Die und and're Kukukseier,
Hol', o Adler, sie der Geier!
Legte man dir in das Nest;
Credit-Mobilier, die Dohle,
Das Gezücht der Monopole
Kroch hervor in Ost und West;

Nepotismus, Speichelleckern,
Corruption, in allen Ecken
Satanszeug und Teufelei'n;
Wo sich zeigen solche Blüthen,
Wird gefährlich sehr dein Brüten,
Darum, Adler, laß es sein!

Zeige lieber deine Krallen,
Thu' uns, Adler, den Gefallen,
Zu vertilgen jene Brut,
Wetze scharf den krummen Schnabel,
Brauch' ihn, wie 'nen scharfen Sabel,
Triff die Bande, triff sie gut!

Reinige dein Reich von Schande,
Jag' den Kukuk aus dem Lande,
Mach' dem Pack die Hölle heiß!
Vom allant'schen Meer zum stillen
Jubelnd würd's die Luft erfüllen:
Juli-Adler, Dank und Preis!

— Der blasse Schein des Außerordentlichen hat große Herrschaft über alle Menschen, und es ist leicht, sie zu betrügen, sobald ihr eben vorhandenes Interesse ihre natürliche Leichtgläubigkeit nicht erhellt.